

# GOTTES SOUND IN KUNZES SPRECH

BERGMANNSLIEDER UND THRASH METAL, NEUE MUSIK UND CHRISTLICHE CHORÄLE, TECHNO UND FLAMENCO: DAS RUHRGEBIET GILT ALS SCHMELZTIEGEL DER KULTUREN. DOCH DIE MUSIKSZENEN SPIELEN IM NEBENEINANDER. DABEI SIND SICH DIE PROTAGONISTEN ÄHNLICHER, ALS MAN VERMUTET. SECHS BEGEGNUNGEN MIT ANGESAGTEN STARS, ALTEN MEISTERN UND GROSSEN TRADITIONEN.

Text: Jan Wilms Fotos: Philipp Wente

Der Sänger Werner Koriath und der Knappenchor Consolidation in der Kampfbahn „Glückauf“, Gelsenkirchen-Schalke.



In den Geschichtsbüchern der klassischen Musik sind kaum Verweise auf das Ruhrgebiet verzeichnet. Auch auf die Legenden der Popkultur wurde wenig Eindruck hinterlassen. Dabei musizieren auf dem engen Raum von 4.400 Quadratkilometern Hunderttausende Menschen. Als Amateure oder Profis, in Musikschulen und Proberäumen, auf Livebühnen und in Clubs. Sie sind der Sound des Ruhrgebiets. Was ihm oft fehlt, ist eine kosmopolitische Extravaganz: Die Mentalität der Region feiert eher das Kollektiv als den Narziss. Ehrliches Handwerk ist ihr lieber als Showeinlagen. Trotzdem finden sich hier Akteure mit großem internationalen Renommee und historischer Bedeutung. Und eine Bodenständigkeit bei Komponisten, Interpreten und Produzenten, die außergewöhnlich ist.

Die Herz-Jesu-Kirche in Herne-Wanne, ein unauffälliger Nachkriegsbau. Wenig katholischer Barock, der passt nicht in die Arbeitersiedlung nahe der Autobahn 42. Heute ist Bergdankgottesdienst des Knappenvereins „Glückauf“. Aus dem Raunen im Kirchenschiff schwillt der Gesang zum erhabenen Tutti: Der Knappenchor Consolidation eröffnet die Liturgie. Mit ihren kräftigen Bässen und klaren Tenorstimmen singen die Männer, als führen sie noch jeden Tag zur Schicht in den Pütt ein. Dabei sind die meisten von ihnen längst in Rente. Werner Koriath, 81, ist der Senior. „Früher gab’s für jede Probe eine Tonne Kohlen extra. Jetzt singen wir für die Erinnerung. Denn die Kameradschaft von unter Tage gibt man nicht auf“, sagt er. Früher arbeitete Koriath bei der Grubenwehr. Nach dem Gottesdienst sitzt er im Gemeindehaus, der Küster schenkt Steinhäger nach. „Werner, erzähl nich son Stuss“, ruft ein Sangesbruder. Koriath lacht, er weiß es besser. Der Chor wurde 1917 gegründet, der stämmige Bergmann singt seit 1952 mit. 1993 stellten die Gelsenkirchener Consolschächte die Förderung ein. Ob das Liedgut bald genauso verschwinden wird wie die Zechen?

Die Thrash Metal-Band Kreator  
in einem Hinterhof, Essen-  
Karnap.







Der Komponist Hans Werner Henze in seinem Haus in Marino, Italien.

„Ach“, sagt Koriath. „Wir singen noch viel. Auf Geburtstagen oder Verabschiedungen von Bergleuten. Und einmal sogar mit Gerhard Schröder.“ Doch der ist auch längst Vergangenheit. Mehr Nostalgie als in den Bergmannschören ist nirgends, hier singen die letzten Zeugen der Industrieepoche. Die Brücke zur neuen Generation ist für sie die Sangeslust. Sie manifestiert sich in einem besonderen Termin: Am 5. Juni 2010 plant Steven Sloane, Direktor des Themenfelds „Stadt der Künste“ der Kulturhauptstadt Ruhr, den „Day of Song“. Den ganzen Tag werden Chöre in Innenstädten, auf Autobahnen und an Kanälen singen, abends sollen 65.000 Hobby-Sänger in der Arena auf Schalke gemeinsam mit Stargast Bobby McFerrin den größten mehrstimmigen Chor Deutschlands bilden. Das, so freut sich Koriath, sei ja mal ein dickes Ding.

Ohne den Niedergang der Schwerindustrie wäre eine andere Karriere nicht gestartet: Die Thrash Metal-Band Kreator gründete sich 1982 in der zum Kulturzentrum umfunktionierte Ruine der Zeche Carl. „In Altenessen herrschte Langeweile. Viele hatten die Schule mit 15 beendet“, erinnert sich Miland „Mille“ Petrozza, 39, Chef und Sänger der Band, an die fehlenden Perspektiven. „Die anderen Jungs verarbeiteten ihren Frust auf der Straße mit Gangfights. Wir haben unsere Aggressionen lieber in der Musik ausgelebt.“ Kreator entwickelten eine ultraschnelle, rohe Spielart des Heavy Metal: den Thrash. In dieser Zeit, Ende der 80er-Jahre, entdeckte die Musikwelt fasziniert das Dreieck Altenessen-Karnap-Gelsenkirchen. Heute sind Kreator Weltstars, im Januar haben sie mit „Hordes of Chaos“ ihr zwölftes Album veröffentlicht. Die Band gilt wegen ihrer sozialkritischen Texte sogar im Feuilleton als cool. „Wir leben in einer gesteuerten Wirtschaftsdiktatur“, erklärt Petrozza später im Backstageraum der Oberhausener Turbinenhalle. „Die wahren Anarchisten sind doch Regierungen und Manager.“ Er ist der Vordenker von Kreator. Schlagzeuger Jürgen „Vantor“

Reil und Bassist Christian „Speesy“ Geisler erscheinen immer noch wie Jugendliche, die sich in den klammen Probekammern treffen, Bier trinken und die Marshall-Verstärker aufdrehen. „Wir finden Rebellion gut“, sagt Sänger Petrozza. „Und die Einstellung des Punk: aus minimalen Mitteln das Maximale herausholen.“ Kreator ist das Schlüsselkind aus der Endzeit der Montanindustrie. Der Zerfall des Arbeitermilieus hat Petrozzas Blick geschärft. Deshalb ist die Attitüde der Band und ihrer Fans eine Verherrlichung des Dagegenseins. Die Tatsache, dass diese Haltung dem Ruhrgebiet erstmals in seiner Geschichte eine wahrgenommene popkulturelle Identität verlieh, ist ein Meilenstein, ohne den sich die Reviermusik nicht begreifen lässt.

Über 20 Jahre nach dieser Welle des Revierrocks trägt der Strukturwandel Blüten. Und das Ruhrgebiet wird Europäische Kulturhauptstadt. Für die Macher des Programms ist die Verschiedenartigkeit der Szenen eine große Herausforderung. „Deshalb arbeiten wir zunächst systemisch: An einer Vernetzung der in der Musikwirtschaft tätigen Künstler, Veranstalter, Labelbetreiber und Medienvertreter“, sagt Dieter Gorny, Direktor des Themenfelds „Kreativwirtschaft“. Strategische Unterstützung erfährt vor allem die Jazzszene durch die Organisation jazzwerkruhr. Denn bis auf das Dortmunder Domicil, das Experten zu den 100 besten Jazzclubs der Welt zählen, ist trotz viel Potenzial die internationale Reputation noch ausbaufähig. Neben dem Team von Dieter Gorny arbeitet Steven Sloane an dem gigantischsten Musikprojekt der Kulturhauptstadt: Die vereinigten Orchester, Chöre, Ballette und Ensembles, vom Aalto bis zum WDR, interpretieren das Lebenswerk von Hans Werner Henze. Obendrein wird der legendäre Komponist im Auftrag der RUHR.2010 eine Oper für und mit Jugendlichen komponieren, als Premierentermin ist die RuhrTriennale geplant.



Der Produzent Dieter Falk auf dem Dach der Westfalenhalle, Dortmund.



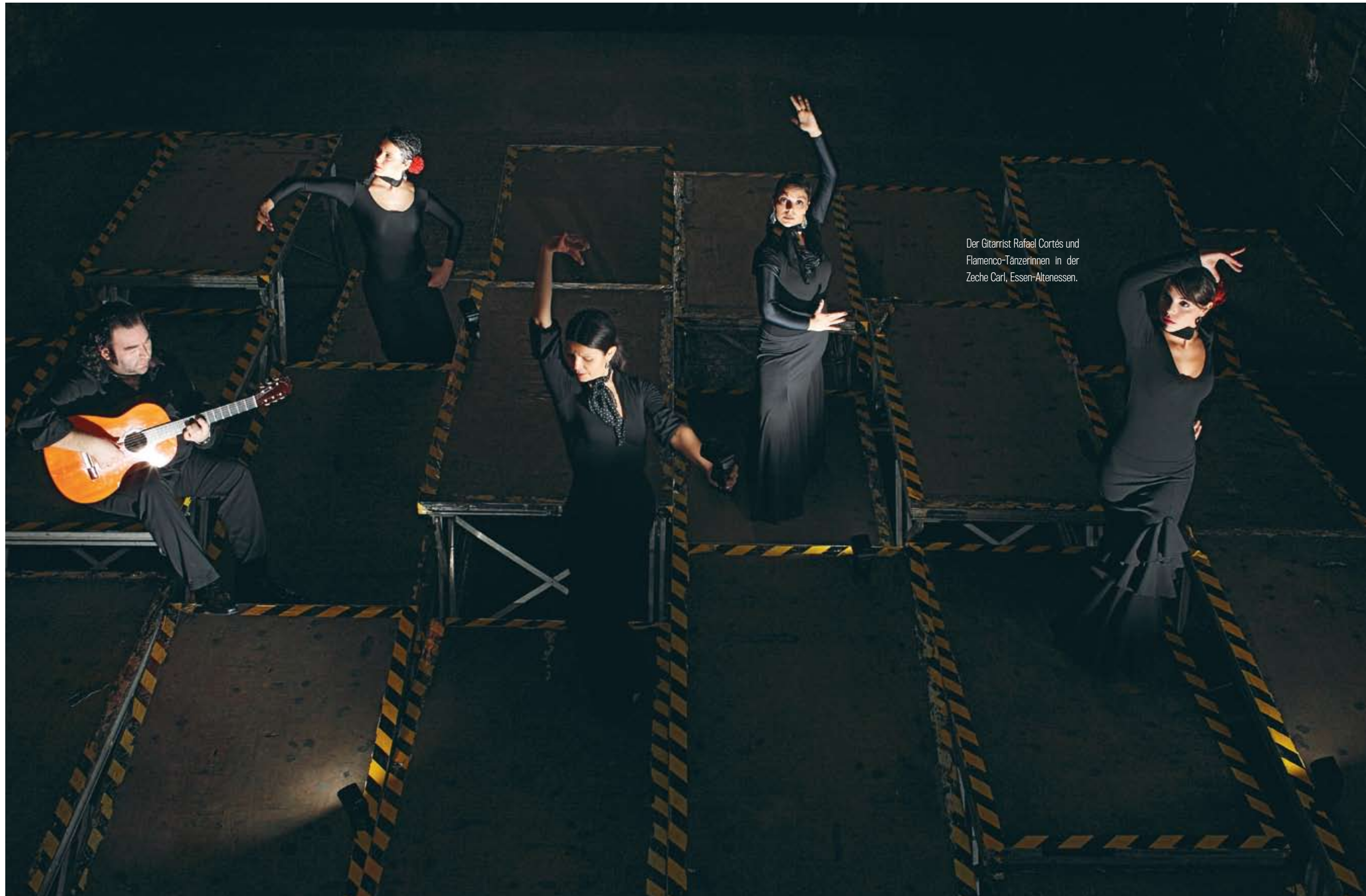
Zurzeit wartet Hans Werner Henze in seinem Refugium in Marino bei Rom auf die Post mit dem Libretto der 2010-Oper. Das friedliche Adagio auf dem Landsitz „La Leprara“, unter alten Olivenbäumen, Zypressen und Mimosen, ist das Lebenselixier des 83-jährigen Komponisten. Auf der Terrasse reifen prächtige Zitronen, die mächtige Halle mit Kunstwerken, Fotos, Partituren und Widmungen ist hingegen ein Museum einer vergehenden Ära. „Ich finde es wunderbar“, sagt Henze und fährt sich über den kahlen Kopf, „dass ich eine Rolle bei der Kulturhauptstadt spielen soll.“ 1955 verließ der Gütersloher das triste Nachkriegsdeutschland mit dem Ziel Italien, wo er sich ein süßeres Leben versprach. Gleichzeitig wurde er mit Werken wie „König Hirsch“ zum Giganten der Neuen Musik, schrieb mit Freundin Ingeborg Bachmann die Oper „Der junge Lord“ und ließ seine Kompositionen von Bernstein und von Karajan dirigieren. Der musikalische Grenzgänger war auch politisch aktiv: Seine Kontakte zu SDS, APO und die Mitgliedschaft in der italienischen KP mündeten in einer Entfremdung vom deutschen Konzertpublikum. Trotzdem verspürt der Weltmann Henze nun den Willen zur künstlerischen Rückkehr in die westfälische Heimat: „Im Augenblick ist mein Hauptaffekt die Neugier“, sagt er, während die Hunde Belmonte, Dario und Aristaeus um seinen Gehstock streichen. „Ich war im Winter oben im Ruhrpott, man hat mir Zollverein und die Jahrhunderthalle gezeigt. Woanders hätte man diese Buildings in die Luft gesprengt – dort sind sie zu einem Sanctuary geworden.“ Henze ist beeindruckt vom Ethos, das im Revier den Wert der Arbeit umgibt. Und gibt einen Einblick in den eigenen Produktionsprozess: „Die Oper handelt von Gisela, einem Mädchen aus Oberhausen, das sich im Urlaub in Neapel in einen Pulcinella-Darsteller verknallt. Dann wird's ganz wild und es passieren merkwürdige Dinge, die wir gerade noch in Form bringen.“ Die Frühlingssonne erwärmt die Hügel des Latiums. Doch Hans Werner Henze fröstelt. „Mit der Komposition werde ich im

Sommer beginnen“, sagt er. Er ahnt, dass die Arbeit für die Kulturhauptstadt sein letztes großes Werk sein wird.

Der älteste Beweis für Musikkultur im Ruhrgebiet findet sich in der Abtei Essen-Werden. Hier schrieb etwa im Jahr 900 v. Chr. der Abt Hoger die „Musica et scholica enchiridis“ nieder. Sie ist die weltweit älteste überlieferte Handschrift eines mehrstimmigen liturgischen Gesangs. Und symbolisiert damit die Entdeckung des Ich in seinem Verhältnis zur Gemeinschaft. Während das Original der Handschrift im kommenden Jahr in der Essener Domschatzkammer präsentiert wird, veranstaltet das Bistum in Zusammenarbeit mit der RUHR.2010 eine Konzertreihe mit geistlichen Werken von Monteverdi, Beethoven und Henze. Die Kontemplation über das frühmittelalterliche Relikt erhält jedoch ein postmodernes, protestantisches Pendant: Die Evangelische Kirche von Westfalen präsentiert in der Dortmunder Westfalenhalle das monumentale Pop-Oratorium „Die 10 Gebote“. Die Auftragskomposition von Pur-Produzent Dieter Falk und Schlager- und Musicaltexter Michael Kunze wird derzeit mit dem Jungen Orchester NRW und 2.000 Sängern einstudiert. „Das Buch Mose mit den zehn Geboten – das ist einfach eine geile Story“, findet Falk, der gerade von einer Tournee mit Daliah Lavi kommt. „Auch in humanistischer Hinsicht, es ist also nicht unbedingt frömmelnd.“ Ein Event für die ganze Familie soll das Oratorium werden, bei dem „die Kirche zeigt, dass sie auch Pop ist“, so der Komponist. Gottes Wort in Kunzes Sprech, dem Texter von „Ein Bett im Kornfeld“? Durchaus, meint Falk: „Wir möchten viele Menschen erreichen.“

Werden diese Projekte das Zeug zu Legenden im kulturellen Gedächtnis haben? Bis heute ist das Ruhrgebiet jedenfalls arm an musikalischen Sensationen. Historische Ausnahmen sind zum Beispiel die Mahler-Uraufführung im





Der Gitarrist Rafael Cortés und  
Flamenco-Tänzerinnen in der  
Zeche Carl, Essen-Altenessen.

Essener Saalbau: 1906 dirigierte der Maestro persönlich seine 6. Sinfonie. Oder die Essener Songtage 1968 mit Frank Zappa, die elf Monate vor Woodstock die epochale Idee eines friedensbewegten Happenings vorwegnahmen. Ansonsten finden sich zu viele deprimierende Geschichten der Pottflucht: Die Ruhries Nena und Herbert Grönemeyer wurden erst Superstars, nachdem sie Hagen für West-Berlin bzw. Bochum für Köln eintauschten. Der Dortmunder Philipp Bo startete seine Laufbahn mit euphorischen Kritiken im UK und emigrierte dann flugs nach Malta. Sternstunden sind rar, auch in der ernsten Musik: Vorhanden sind zwar inflationär viele Spielstätten für Orchestermusik, doch keine erstklassige Szene an Komponisten. Die Milieus der Musiker sind analog zur Topografie der Region hochgradig zersiedelt. Die integrierende Kraft eines Zugpferds fehlt. Denn das Ruhrgebiet ist eben nicht das New York City Europas. Hier steckt die Angestelltenkultur noch tief drin. Die Selbstverwirklichung des Einzelnen wird nur allmählich als Lebensentwurf akzeptiert, denn eine auf industrielle Produktion geeichte Mentalität wird nicht über Nacht freigeistig. Und die Impulse der Migranten werden, obwohl sie seit mehreren Generationen die Gesellschaft begleiten, noch immer als exotisch wahrgenommen. Es ist die Ausnahme, wenn sie mit ihrer Musik die Barrieren aufbrechen.

Wie Flamencogitarrist Rafael Cortés. Im Frühjahr triumphtierte er in der ausverkauften Essener Lichtburg. Das Establishment applaudierte stehend, euphorisiert von der filigranen Technik und dem Temperament seiner Musik. Der in Essen-Karnap aufgewachsene Musiker gehört zu den international wichtigsten Künstlern des Flamenco. Die Mutter aus Spanien, der Vater Zigeuner – doch der 36-Jährige fühlt sich als Ruhrgebietler: „Der Essener Norden ist meine Heimat.“



Hier ist der echte Ruhrpott mit Menschen, die genauso direkt sind wie die Andalusier“, sagt Cortés, der mit seinen glänzenden schwarzen Locken vollkommen der Vorstellung eines stolzen Gitano entspricht. Vater und Großvater malochten auf der Zeche Carl, später übte der Teenager täglich im Kulturzentrum. Eigentlich wollte er längst in Spanien am Meer wohnen. Doch er kam zurück, weil er die Straßenbahnen vermisste. Und das multikulturelle Leben mit seinen Freunden aus der Türkei, dem Iran, Portugal oder vom Balkan. „Bei uns Zigeunern ist die Musik überall: Ich habe 14 Stunden am Tag geübt und bin nachts von den Fiestas wach geworden. Gitarre spielen ist für mich so natürlich wie Fahrrad fahren.“ Obwohl Cortés das erfolgreichste Beispiel für die Musik der Migranten im Revier ist, fehlt er im offiziellen Programm der Kulturhauptstadt. Er findet, dass die Funktionäre in Essen sich nie um die Kulturszene im armen Norden gekümmert haben – und sieht nicht ein, dass er plötzlich den Glanz seines Erfolgs mit ihnen teilen soll. „Flamenco gehört eigentlich nicht in schöne Konzerthallen. Er ist der Blues der Spanier“, erklärt Cortés und zündet sich einen Zigarillo an. „Hier nach Karnap passt er perfekt.“

Doch schließlich gibt es nur ein Musikgenre, in dem das Ruhrgebiet ohne Einschränkungen zur internationalen Spitze zählt: die Dancemusic. Mayday und Loveparade, die zwei weltweit populärsten Rave-Veranstaltungen finden mittlerweile hier statt. Techno klingt wie die späte Antwort auf den längst verhaltenen Takt der Industrieanlagen. Seine Ästhetik ist nur mit Maschinen wie Synthesizern und Sequenzern zu produzieren. Sie ist repetitiv, exakt und trotzdem ekstatisierend. Berlin und Frankfurt gelten als wichtigste Soziotope des Dance – doch die Szene im Revier oszilliert ähnlich stark. „Mit dem Einzugsgebiet im Umland und der dichten Besiedelung konnte die elektronische Musik hier sehr schnell populär werden“, sagt der Recklinghäuser DJ und Produzent

Moguai. Seit 1992 legt der 35-Jährige auf der Loveparade und in den Destinationen des globalen Party-Jet-Sets auf, seine Diskografie enthält zahlreiche Clubhits, als Remixer ist er weltweit gefragt. Er kennt das Technomilieu genau: Ein schwitzend pulsierendes Wunderland voller Hedonismus, Sex und Drogen; ein eingeschworener Zirkel, der sich Wochenende für Wochenende durch Discos und Afterhours feiert. Hotel Shanghai, Casa Electronica oder Royal Bambi heißen die Revier-Clubs, in denen sich die Tänzer von Freitagabend bis Sonntagmittag im Rausch entfalten.

„Für meine kreative Arbeit ist das Ruhrgebiet die ideale Umgebung, die große Auswahl an Konzerten und Szenen hat mich stark beeinflusst. Schade nur, dass es kein Zentrum, keinen Stadtbegriff gibt. Sonst wäre die Ecke hier noch viel stärker“, findet Moguai. Dann setzt er die Kopfhörer auf, nimmt eine CD aus der Tasche und mischt einen neuen Beat in den Rhythmus des laufenden Tracks. Vor der DJ-Kanzel verwischen die Silhouetten in einem künstlichen Nebel. Bunte Lichtstrahlen tasten den Raum ab, die Tänzer zucken wie Roboter im Takt des Stroboskops. Die Musik aus den Maschinen ist der Herzschlag ihrer Freizeit. Und der DJ regiert ihre Welt.

Techno steht genauso für die Kultur der Region wie die Bergmannslieder. Und wie die nun wieder zu entdeckenden Wurzeln der liturgischen Musik im Essener Süden. Im Norden der Stadt, um das alternative Zentrum der Zeche Carl, wurden mit Kreator und Rafael Cortés gleich mehrere Künstler zu international gefeierten Stars ihrer Genres. Auch die gerade entstehende Oper von Hans Werner Henze über das Ruhrgebietsmädchen Gisela wird die vielstimmige Sinfonie der Reviermusik nachhaltig prägen. Der Resonanzraum Ruhrgebiet besitzt viel mehr Klang, als das musikalische Programm der Kulturhauptstadt abbilden kann. Hören wir zu.



Der DJ und Produzent Moguai in der Jahrhunderthalle, Bochum.